

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 230. Bromberg, den 27. November 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

(14. Fortsetzung.

Als ihm Frau Rosel am Freitag morgen den Befehl gab, für den Sonntag bei seinem einstigen Lehrherrn, dem lustigen Simche Turteltaub, ein Wägelchen zu mieten, verzog er keine Miene. „Es soll geschehen," erwiderte er und entledigte sich des Auftrags. Auch dem Marschallik, der ihn am Sonnabend morgen vor der Schul' beglückwünschte und umarmte, sagte er kurz: „An mir soll's nicht fehlen!"

„Gottlob, er scheint vernünftig geworden," sagte der Alte einige Stunden später zu Frau Rosel, als er ihr seinen Besuch machte, um alles für den nächsten Tag genau festzustellen. „Wenn ich ihm noch so auf der Fahrt einige Winke gebe, so wird alles gut ablaufen."

„Was wollt Ihr ihm sagen?" fragte sie.

„Nun, wie er sich zu benehmen hat, um Reb Mortche und seinem Weibe zu gefallen. Sie sind auch Menschen und haben ihre Schwächen."

Sie dachte nach.

„Davon redet ihm lieber nicht," entschied sie. „Nicht etwa, als ob ich ihm nicht trauen würde. Ich habe ihn zum Gehorsam erzogen, er weiß, daß er sich fügen muß. Aber vergesset nicht, Reb Itzig, daß er ein „Pojaz" ist! Ich werde ihn mahnen, sich anständig zu benehmen — mehr wäre von übel!"

Zur selben Stunde unterhielt sich Sender mit seinem fröhlichen Freunde, dem dicken Simche, über dasselbe Thema, seine Brautfahrt. Aber auch dies geschah in einer Art, mit welcher der Marschallik anscheinend nur hätte zufrieden sein können. Simche, der nie den Verdruß verwunden, seinen liebsten Jungknecht an die langweilige Uhrmacherei verloren zu haben, neckte den Pojaz so viel er konnte, aber der ließ sich nicht unterkriegen.

„Natürlich," rief er, „Euer Mädele hätt' ich nehmen sollen, an der kein Quentchen Fleisch ist, damit ich immer an die sieben mageren Küh' denken muß. Da lob' ich mir meine Dicke! Das ist doch ein Beweis, daß Reb Mortches Kost gut ist."

„Gut und kräftig!" höhnte Simche. „Die Fliegen in der Supp' werden das einzige Geflügel sein, das du zu sehen bekommst."

„Ihr wißt es, Ihr wart bei Reb Mortche immer eingeladen!"

„Das nicht — aber wenn man alle Monate zweimal nach Mielnica kommt, so kennt man die Leut' und ihren Ruf. Dein Schwiegervater wägt seinem Weib die Knochen zur Supp' zu — ein Knauser wie kein zweiter!

„Und stehlen tut er auch!"

„Das besorgt sein Bruder, dein neuer Herr Onkel! Nein, im Ernst, Sender, Reb Mortche ist sonst ein braver Mensch, aber wirklich ein Geizhals! Ich rat' dir, beding' dir bei der Verlobung mindestens für jeden Sabbat fünf Lot Fleisch aus ,sonst kriegst du es nie zu sehen, auch wenn du seiner Frau täglich sagst, daß sie das schönste Weib auf der Welt ist!"

„So schön wie eure Surke ist meine Schwiegermutter natürlich nicht! Eurem Schwiegersohn könnt Ihr ruhig täglich drei Pfund Fleisch versprechen, wenn er Eure Surke ansieht, vergeht ihm der Appetit!"

„Dafür ist meine Surke nicht lächerlich und zum Gespött fürs ganze Städtchen wie Mortches Rifke!" erwiderte der Kutscher vergnügt. „Nämlich weil sie einmal hübsch war, hält sie sich noch heute dafür und tut, als wär' sie ein geschämig Mädele von vierzehn Jahren."

„Wer's glaubt!" rief Sender anscheinend sehr grimmig. „Nun — nur zu! Was wißt Ihr sonst noch von ihnen?!"

„Nichts!" sagte Simche einlenkend. „Auch will ich dich wahrhaftig nicht abschrecken. Was ich gesagt hab', ist wahr, aber deshalb rat' ich dir doch zu der Partie! Viel Glück auf den Weg!"

„Schön Dank!" erwiderte Sender, schlug herzlich in die dargebotene Hand ein und drückte sie warm. „Ihr habt mir einen großen Dienst erwiesen —"

Dann eilte er rasch hinweg.

Der Kutscher blickte ihm erstaunt nach. „Pojaz!" murmelte er. „Ein anderer wär' bös, und der fährt vor Freud' schier aus der Haut, wenn man auf seine Schwiegereltern schimpft!"

Am Sonntag morgen war Sender schon so früh vom Hause fortgegangen, daß ihn die Mutter nicht mehr sprechen konnte. Sie sah ihn nur eine Stunde später, als er in Simches Wägelchen, den Marschallik neben sich, am Mauthause vorüberfuhr. „Du benimmst dich vernünftig!" rief sie ihm streng nach.

Er sagte nichts. Der Marschallik aber erwiderte statt seiner: „Keine Sorg', Frau Rosel, er ist wie ausgetauscht!"

In der Tat war Türkischgelb vom Benehmen seines Begleiters aufs angenehmste enttäuscht; er konnte sich die ermunternden Trostreden sparen. die er in Bereitschaft gehalten. Sender lachte und scherzte, als wäre ihm mit dem Leitseil, das er so oft geführt, auch die fröhliche Laune seiner Fuhrmannsjahre zurückgekehrt. So konnte der Marschallik statt aller Predigten jene saftigen Scherze an Mann bringen, die sein eigentlichstes Element waren. Aber Sender blieb nicht hinter ihm zurück, und die beiden kamen gar nicht aus dem Lachen heraus.

„Sender", rief der Marschallik fröhlich, „so lustig bin ich noch nie auf Brautschau gefahren, aber so eine Braut hat auch noch niemand gekriegt. Schön wie die Sonn' —"

„Die Sonn' hat auch Flecken!" meinte Sender.

„Dann ist sie noch schöner wie die Sonn'! Das Mädchen hat keinen Fehler! — Du wirst selbst sehen!"

„Aber wenn sie gar so herrlich ist", meinte Sender, „dann nimmt sie mich am End' gar nicht!"

Reb Itzig lachte.

„So gefällst du mir! Hast sie noch gar nicht gesehen und sorgst dich schon um den Ausgang! Aber da kannst du ganz ruhig sein! Ein Bursch' wie du! Und dann: die Hauptsach' ist doch, daß du den Eltern gefällst! Und daran wird's nicht fehlen, wenn du dich anständig benimmst!"

„Seid unbesorgt!" lachte Sender. „So hat sich bisher noch nie ein Freier benommen!"

Sie langten in Mielnica an, stellten das Wägelchen im Wirtshause ein und machten sich sofort zum Hause Mortche Diamants auf. Mit jedem Schritt wurde Sender ernster, und nahe dem Laden hielt er zögernd still.

„Reb Itzig", begann er unsicher.

„Nun?!" rief Türkischgelb. „Ich glaube gar, du hast Furcht! . . . Vorwärts, es muß sein!"

Sender war bleich geworden. „Es muß sein", sagte er finster. „Aber meine Schuld ist's nicht!"

Dann lachte er laut auf.

Sie traten in den Laden. Mortche Diamant, ein wohlbeleibter Mann mit gutmütigem Gesichte, erhob sich von der Arbeit und begrüßte sie freundlich.

„Es freut mich, daß Ihr mir die Ehre schenkt", sagte er zu Sender. „Was führt Euch nach Mielnica?"

Solche Diplomatie schreibt die Sitte dem Brautvater vor. Aber Sender war nicht in der Laune, darauf einzugehen.

„Das wißt Ihr ja!" rief er lachend. „Ich komme, um mir Eure Tochter anzuschauen und ob Ihr wirklich was habt! — Na — Uhren scheinen ja genug da!"

Und ungeniert trat er an den großen Schaukasten und begann die Ware zu mustern. „Aber nichts Rechtes!"

Der dicke Mann räusperte sich befremdet. Auch Türkischgelb war für einen Augenblick verdutzt, aber er faßte sich rasch.

„Gott!" rief er, „was für ein Uhrmacher ist unser Sender! Mit Leib' und Seel' ist er dabei! — wo er Uhren sieht, muß er sie anschaun!"

„Ei, Reb Itzig!" lachte Sender, „was seid Ihr für ein unverschämter Lügner! Ihr wißt ja ganz genau, wie verhaßt mir das Handwerk ist, und daß mich mein Meister jeden Tag dreimal wegjagen will. Recht hat er, ich bin als Uhrmacher ein Stümper und werd's bleiben! Aber mich kränkt das nicht und Euch hoffentlich auch nicht, Reb Mortche! Übrigens — Ihr habt ja außer den Uhren wahrscheinlich noch Geld im Beutel, he?"

„Verzeiht ihm", sagte der Vermittler, „er — er ist so wirtschaftlich, so sparsam!"

„Hm! Hm!" Der Uhrmacher räusperte sich immer verlegener und blickte dabei zur Erde nieder, oder vielmehr nur — jeder, wie er kann! — auf seinen mächtigen Leibesvorsprung.

„Na, nichts für ungut, Alter", sagte Sender und klopfte ihm gemütlich auf das Bäuchlein. „Ihr scheint mir ein stilles, gutmütiges Fäßchen, — solche Leute hab' ich gern. Der Alte spart's, der Junge gibt's aus — wir werden uns schon vertragen! Aber wo ist das Mädel?"

Türkischgelb gab ihm einen Rippenstoß, daß er drei Schritte weit flog.

„Verzeiht!" sagte er zum Uhrmacher, „er ist so aufgeregt, weil ich ihm viel von dem Mädchen erzählt habe, und jetzt brennt er schon darauf, sie zu sehen. Nun — da kommt sie ja!"

In der Tat erschien jetzt in der Türe, welche in die Wohnung führte, die Frau des Uhrmachers und hinter ihr ein sechzehnjähriges wohlbeleibtes Mädchen.

„Guten Tag!" rief ihnen Sender entgegen. „Ist das das Mädel? Na, für den Winter nicht übel — aber im Sommer müßte man sie im Keller halten, sonst zerschmilzt sie an der Sonne —"

„Was?!" rief Frau Rifke — sie traute ihren Ohren nicht, —

„Nun, Reb Itzig", fuhr Sender gemütlich fort, „ich hab' sie mir zwar nach Eurer Beschreibung anders gedacht, aber —" fügte er in gedämpftem Tone hinzu, den man bis auf die Gasse hinaus hören konnte, „wenigstens sieht sie gottlob ihrer Mutter nicht ähnlich!"

„Was?!" rief Frau Rifke noch gellender und stemmte die Arme in die Seiten.

„Ja, ja!" rief Türkischgelb laut, „freilich sieht sie der Mutter ähnlich — ich hab's dir ja gesagt — darum ist sie so schön, so —"

Frau Rifkes überbreites Antlitz verzog sich zu einem verlegenen Lächeln — wem sollte sie nun glauben?!

„Gottlob gar nicht ähnlich!" wiederholte Sender laut. Dann wandte er sich an den Uhrmacher.

„Nebenbei —" sagte er halblaut „eine Frage im Vertrauen! Wie seid Ihr zu den vielen Uhren gekommen?!"

„Was meint Ihr damit?" fragte der Uhrmacher entrüstet. „Gekauft hab' ich sie!"

„Ich hab' gemeint, weil auf so vielen „Genève" steht — das sind vielleicht Andenken an Euren Bruder!" (Ein unübersetzbares Wortspiel: „Genève", die Bezeichnung der Genfer Uhren, „Geneve", hebräisch Diebstahl.)

Reb Mortches breites Gesicht färbte sich dunkelrot. „Ihr wagt es . . ." pustete er. „Ihr wagt es . . ."

Wieder gab Türkischgelb dem Jüngling einen Puff, daß er gegen den Ladentisch flog.

„So ist der Jung'!" lachte er. „Brennt fürs Geschäft! Sieht gleich nach, welcher Stempel auf einer Uhr steht!"

Aber alle Geistesgegenwart nützte da nichts mehr.

„Genug!" unterbrach ihn der dicke Mann keuchend vor Erregung, aber entschieden. „Ich hab' Euch gleich gesagt, ich will mit dem „Pojaz" nichts zu tun haben. Ihr habt mir vorgelogen, daß er vernünftig geworden ist. Es ist nicht wahr! — Geht mit Gott — kommt gesund heim!"

„Bleibt gesund!" rief Sender fröhlich und war mit einem Satz zur Türe hinaus.

Er ging zur Schenke und harrte auf den Marschallik. Aber dieser kam nicht wieder. Und je länger er ausblieb, desto ernster wurde Sender, desto bänger wurde ihm vor den Folgen seiner Handlungsweise. Und als er sich endlich nach vierstündigem Warten entschloß, allein heimzufahren, da war ihm alle Lustigkeit vergangen.

Der Abend dämmerte schon, als er vor dem Mautschranken hielt. Die Mutter öffnete ihm.

Ein Blick in ihr Antlitz zeigte ihm, daß der Marschallik bereits vor ihm dagewesen. Er hatte diese Züge nie so streng und finster gesehen.

„Ich will den Wagen abliefern", sagte er demütig.

Sie nickte stumm.

Als er heimkam, sagte sie mit jener dumpfen, klanglosen Stimme, die der Sohn so sehr fürchten gelernt: „Du bist ein Lump! Aber ich spreche nicht gern über Dinge, welche sich nicht mehr ändern lassen. Nur über die Zukunft ein Wort! Ich habe den Marschallik bewogen, dir eine andere „Partie" zu suchen. Benimmst du dich da ähnlich, so jage ich dich aus dem Hause und kenne dich nicht mehr . So wahr mir Gott gnädig sei!"

Sie erhob die Hand zum Schwure.

* * *

Zwölftes Kapitel.

In den nächsten Tagen war Sender sehr zerknirscht, die Reue, die Mutlosigkeit lasteten schwer auf ihm. „Es war Notwehr", sagte er sich zur Entschuldigung, aber wenn er die Trauer der Mutter sah oder ihrem finsteren, vorwurfsvollen Blick begegnete, kam er sich wie ein rechter Sünder vor.

Dann freilich regte sich jener leichte Sinn wieder, der ihm ebenso im Blute lag wie der dunkle Drang nach seinem Ziel. Es gab nun freilich nur noch eine Hilfe für ihn: der Direktor in Czernowitz mußte ihn aus seinen Barnower Ketten befreien, aber dieser Mann tat es auch sicherlich! Und seltsam genug wuchs seine Zuversicht desto mehr, je länger die Antwort auf sich warten ließ.

„Warum schweigt er?" dachte er. „Weil der gute Mensch eine Beschäftigung für mich sucht. Einen anderen Grund kann er gar nicht haben. Wollte er „Nein" sagen, er würde mich darauf nicht warten lassen! Und bis er was findet, brauch' ich ja nicht müßig zu bleiben: ich hab' ja die Bücher im Kloster! Freilich schneidet mein Fedko mürrische Gesichter, wenn ich ihm keinen Schnaps zahlen kann, aber er läßt mich doch immer hinein, und mit der Zeit wird mir der liebe Gott auch wieder zu einem Fläschchen Slibowitz für ihn verhelfen! Und am Frieren kann doch mir nichts liegen! Hab' ich als Kutscher bei Simche immer hinter dem Ofen sitzen können?!"

Nur eines machte ihm ernste, ja bittere Sorge: was er nun lesen sollte.

Mit der „Emilia Galotti" war es schlecht gegangen, er hatte fast nichts davon verstanden, mit dem nächsten Bändchen des „Theater von Lessing", wie der vergilbte Wiener Nachdruck betitelt war, dem „Philotas", ging es gar nicht mehr.

An die zehn Male mußte er den Eingangsmonolog lesen, bis ihm eine Ahnung davon aufdämmerte, in welcher Lage und Stimmung Philotas war.

„Mir scheint", sagte er vor sich hin, „dieser Philotas ist auch ein Soldat wie der Tempelherr. Gut, da hab' ich nichts dagegen! Denn warum? Mit einem Soldaten kann viel geschehen, ein Soldat läßt sich in einem „Spiel" gut machen. Das letzte Mal hab' ich zu „Purim" (jüdische Fastnacht) auch einen Soldaten gemacht, einen Oberleutnant, den ältesten Sohn von Haman, dem Judenfeind, der sich aber bei den Juden gern Geld leiht — die Leut' haben sehr gelacht. Das hier scheint ein ernster, ein trauriger Soldat — tut nichts — kann ich auch machen. Aber was für ein Mensch ist er? Da kann ich bis jetzt nur so viel sehen, daß er gewiß kein Jud' ist. Denn erstens hat ein Jud' noch nie Philotas geheißen und zweitens sagt er, daß er schon als kleiner Knabe von Waffen geträumt hat und von Schlachten — das hat auch seit Judas dem Makkabäer kein jüdisch Kind mehr getan . . ."

„Also", spannen sich seine Gedanken weiter, „ein trauriger christlicher Soldat. Aber was für einer? Ist er ein Österreicher oder ein Russ', oder ein Preuß', oder ein Franzos', oder ein Engländer? Es ist gar nicht gesagt. Schon das gefällt mir nicht! Denn wenn das Spiel gemacht wird, und ich bin dieser Philotas, so muß ich doch eine Uniform anziehen. Soll ich einen weißen Rock und einen Tschako tragen, wie unsere Soldaten, oder einen grauen Rock und eine Mütze wie ein Russ'? Aus dem Namen kann man es auch nicht erkennen. „Philotas!" und da stehen ja auch die anderen. „Aridäus, Strato, Parmenio" — in meinem ganzen Leben bin ich noch keinem Menschen be-

gegnet, der so geheißen hat. Übrigens — da fällt mir eben ein — der Laborant in der Apotheke heißt Philipp — vielleicht heißt das in einer anderen Sprache Philotas, vielleicht sind es Franzosen, denn Deutsche oder Polen oder Russen sind es nicht . . .“

Er nickte.

„Also wahrscheinlich ein Franzos'! . . . Aber was ist dieser Philotas? Das ist gar zum Lachen! Hier steht: „Aridäus — König“ — gut! „Strato“ ist sein „Feldherr“, „Parmenio“ ist „Soldat“ — aber Philotas?! „Philotas gefangen“. Zum Lachen, sag' ich. „Gefangen!“ ist das ein Stand, ist das eine „Parnosse“ (Broterwerb)?! „Gefangen!“ — Kommt man so auf die Welt und kann man davon leben? „Gefangener Feldwebel“ sollte es heißen oder „Hauptmann“ oder „General“, denn ein Gemeiner, wie mein armer Wild, ist dieser Philotas nicht, sonst würde ihn ja der König nicht so pflegen lassen. Sein eigenes Zelt hat er und „alle Bequemlichkeiten“. Aber ist er damit zufrieden? Nein! er ärgert sich gar noch darüber und schimpft und schimpft und möchte sich sogar seine Wunden aufreißen.

Aber warum schimpft er?! Kann kein Mensch verstehen! Weil er gefangen ist? Das ist doch keine Schande! Er hat sich doch gewehrt, sonst hätt' er keine Wunde! Wenn ich ein Soldat bin und muß — Gott verhüte es gnädig! — in ein Schlacht und schlag' mich herum und werd' verwundet und gefangen, so ist das gewiß nicht angenehm, aber ich werde sagen: „Das kann doch jedem Soldaten passieren, und wenn es schon geschieht, so ist es doch besser, ich habe Pflege, als daß ich sterben muß!“ Also dieser Philotas ist ein Esel oder verrückt — und solche Leut' gehören in kein Spiel, und von dem will ich nichts mehr hören!“

Er warf das Bändchen auf den Tisch und ging erregt auf und nieder.

„Vielleicht auch —“ murmelte er nach einer Weile und hielt den Schritt an und dachte nach.

„Lessing!“ sprach er dann laut vor sich hin. „Was hat Wild immer gesagt?! „Ein großer Dichter!“ Und er hat ja auch das Spiel vom Nathan aufgeschrieben. Lessing schreibt gewiß nur, was vernünftig ist! Vielleicht ist es gar nicht ernst gemeint, ich mein', vielleicht sollen die Leut' über diesen französischen Philipp lachen . . . Aber nein, es ist ja ein Trauerspiel, da weint man! Oder vielleicht hat es doch einen Sinn und ich versteh's nur nicht! Ja, so wird es sein! Ich bin selbst der Esel und nicht der Philotas!“

Unschlüssig begann er wieder seinen Rundgang um den Tisch. Seine Zähne klapperten vor Frost was ihm freilich nicht zum ersten Male begegnete, nur daß er diesmal diese eisige und zugleich moderschwere Luft gleichsam bis in sein Herz hinein dringen fühlte, vielleicht weil ihn heute auch das Unbehagen des Gemüts so sehr peinigte. Darum kam ihm auch diesmal Fedko nicht zu früh, und als sie an der Tartarenpforte schieden, schwebte es ihm auf den Lippen: „Ich komme nicht weiter!“

Er sprach es nicht aus, und schon nach wenigen Stunden schien ihm der bloße Gedanke eine Sünde. Freilich verspürte er ein heftiges Kratzen in Hals und Nase. Am Abend brach eine arge Grippe aus, und der Husten ließ ihn auch des Nachts nicht ruhig schlafen, aber das schien ihm wahrlich kein Grund, um am nächsten Tage das Kloster zu meiden, und vollends gab es keinen inneren dazu. Wenn er das „Spiel“ vom französischen Philipp nicht verstand, so durfte er es freilich nicht weiter lesen — aus der Erfahrung mit der Emilia Galotti wußte er nun, wie wenig Nutzen ihm derlei bot. Aber was folgerte daraus? Er mußte eben ein anderes Spiel suchen, das er fassen konnte.

Vor allem etwas von „Scheckspier“, dem Verfasser des „Schaje“. Diesen Dichter verstand er gewiß, und das war ja obendrein, wie ihm Wild versichert, der größte, der je für die Bühne geschrieben. Freilich hatte er seine Werke bisher in der Bibliothek nicht aufgefunden, aber sicherlich waren auch sie vorhanden, und dann war ihm geholfen. Sein Herz klopfte vor Erregung, wenn er daran dachte, daß er nun vielleicht auch jenes „Spiel“, das ihn in Czernowitz so mächtig ergriffen, würde nachlesen können.

Die beiden nächsten Male verbrachte er die Stunden in vergeblichem Suchen, Regal an Regal sah er durch, ungeheure Staubwolken jagte er auf und zerstörte Tausenden von Spinnen die emsige Arbeit ihres ganzen Lebens; Antlitz, Hände und Gewand überzogen sich mit einer Schmutzkruste, und der Husten wurde so arg, daß ihm der Brustkasten bei jedem Atemzug weh tat. Aber „Scheckspier“ stand auf keinem der Bücherrücken.

Gerade der beste fehlte! Wie war dies zu erklären?! „Vielleicht haben die Mönche nichts von ihm wissen wollen“, dachte er, „weil er an einer Stelle auch für die Juden ein Herz gezeigt hat! — Aber das kann's doch nicht sein“, fiel ihm sofort bei, „das hat Lessing noch mehr getan, und der ist da!“

Indes — sein Gutes hatte dies vergebliche Suchen doch. Zur Zeit, da noch Wild sein Lehrer gewesen, hatte dieser einmal, als er ihn besonders hartnäckig mit Fragen gequält, lachend ausgerufen: „Ich bin ja kein Konversationslexikon!“ Natürlich hatte er durch diese Abwehr nichts erreicht, als die erneute Frage Senders: „Was ist das?“ Wild hatte es ihm erklärt und beigefügt, das sei ein sehr nützliches Buch, man könne darin alles finden, was man wissen wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schnupftabakdose.

Von **Ulrich Kamen.**

Der Infinger, der ein Bauerngütel hoch droben in den Bergen besaß, hatte seine Schnupftabaksdose verloren! Das hört sich so leicht an, die Schnupftabaksdose verlieren, aber wenn man, so wie der Infinger, ein leidenschaftlicher Schnupfer ist, ist das gar Schlimmes! Tabak hatte er genug, aber keine Dose. Und acht Stunden war's ins Tal hinunter.

Da kam der Hausiermichel daher mit seiner War'. Erst saß er eine Weile vorm Haus, dann sagte er: „Schöne Hemden hätt' i, Bauer. Und da schau her, die Schürzen! Und die Strümpf', ganz feste, drei Jahr kannst sie tragen!“

„Ich pfeif' auf deine Strümpf!“ sagte der Infinger. „Hast ka Schnupftabaksdosen?“ — „Grad' heut' hab ich keine mit“, jammerte der Hausiermichel. „Aber weißt, Bauer, in vier Täg komm ich wieder in die Gegend, da bring' ich eine schöne mit, wie du sie haben willst!“ Der Infinger war's zufrieden, nahm eine mächtige Pris' Schnupftabak aus seinem Papierl, aber es fehlte der Veilchengeruch der alten Dose. „Alsdann eine mit Veilcheng'ruch!“ rief er dem Hausierer nach.

Richtig! Nach vier Tagen stieg der Hausierer mit der Schnupftabakdose hoch. Unterwegs kehrte er beim Zoderersepp ein. Er zeigte ihm die schöne Dose für den Infinger, und dem Zoderer gefiel sie ausnehmend. „Weißt was, Michel!“ sagte er. „Ich kauf' dir die Dosen ab. Die g'fallt mir.“ Der Hausiermichel überlegte. „Und mei' alte Dosen, g'rad wie neu, ist sie, schenk' ich dir!“ sagte der Zoderer und roch egalweg an der schönen Dose. „Na ja!“ sagte der Hausierer. „Gibst mir deine alte Dosen und nimmst die um fünf Mark!“ Und der Zoderer nahm die neue Dose, und der Hausiermichel stieg mit der alten Dose zum Infinger.

„Hast mei' Schnupftabaksdosen mit?“ fragte Infinger gleich über die Wiesen weg.

„O du mein!“ sagte der Hausierer und schnaufte. „Gerad' ausgangen san die Dosen beim Kramer. Net an anzige Dosen hat er mehr g'habt.“ Sagte es und zog die alte Dose vom Zoderer und schnupfte.

„Na, da hast a Dosen!“ sagte der Infinger.

„Die is mir lieb und wert“, antwortete der Hausierer. „Von der trenn' ich mich nicht gern. Sie ist ein Andenken von mein' Großvater, und der hat sie wieder von sein' Großvater, und der hat sie im Türkenkrieg erobert! Von einem Paschal Riech mal, wie die Dosen schmeckt!“

Dem Infinger gefiel die Dose, er überlegte lange und bot dann drei Mark. Der Hausierer tat, als ob es ihm vor Schreck die Sprach' verschlagen hätt'.

„Drei Mark?“ rief er. „Ich mein', Bauer, ös seids net recht beieinand! Für die Dosen?“

Und er machte sich fertig zum Aufbruch. Schließlich wurden sie für fünf Mark handelseinig, und der Hausierermichel zog ab.

Sonntags darauf saßen die Bauern beim Schoberwirt, und der Infinger war auch dabei. Gleich neben ihm saß der Zoderer. „Ja, was hast du denn da für eine schöne Dosen?“ fragte plötzlich der Zoderer den Infinger. — „Ja!“ sagte der und beliebäugelte seine Schnupftabaksdose. „Die is von einem Pascha! Mein Großvater sein Großvater hat sie im Türkenkrieg erbeutet!“

„So so!“ sagte der Zoderer und beguckte sich eingehend die Schnupftabaksdose des Paschas. „Weißt, Infinger!“ sagte er dann, „ich hab' da eine ganz neue Dosen, die g'fällt mir aber gar net. Ich geb dir mei' neue Dosen und drei Mark dazu, und du gibst mir deine alte!“ Und das Geschäft kam zustande.

Als der Zoderer abends seine Schnupftabaksdose seiner Frau zeigte und ihr erzählte, daß sie von einem Pascha aus dem Türkenkriege stamme, schlug die Frau die Hände über dem Kopf zusammen.

„Na, so ein dumm's Mannsbild übereinand!“ rief sie. „Das is doch die Dosen, die ich dir selber vor drei Jahren gekauft hab'! Oh, was gibts für dumme Mannsbilder!“

Aber der Zoderer war doch froh, daß er seine alte Schnupftabaksdose wieder hatte.

Die Tragödie von Posilip.

Das klassische Gestade unweit des Monte Posilipo bei Neapel war der Schauplatz eines unendlich traurigen Ereignisses, das den Tod zweier Menschen forderte.

Vom Posilip führt eine primitive Schwebebahn nach der kleinen Felseninsel Gaiola, wo vor dem Kriege der bayerische Arzt Dr. Praun ein Haus erbaut hatte, das nach dem Kriege an den Basler Arzt Dr. Grumbach vermietet wurde, der einen Ruf als Spezialist für Lungenkrankheiten hat. Außer ihm beherbergte das Haus auf Gaiola nur noch die Baronin Helene Parisch, eine junge lungenkranke Frau, die Dr. Grumbach behandelte, und einen Fischer, der das „Sanatorium" instand hielt. An einem Freitag waren Dr. Grumbach und seine Patientin nach Neapel gefahren, wo sie den Besitzer von Gaiola, Dr. Praun, besucht hatten. Da sich inzwischen ein starker Sturm erhoben hatte, wurden sie von Praun gewarnt, am selben Tag nach der Insel zurückzukehren. Trotzdem begaben sie sich zu ihrer Schwebebahn am Posilip, um nach der Insel überzusetzen. Diese Schwebebahn bestand aus wenig mehr als aus einem an zwei Rollen hängenden Sessel. Trotz des ungeheuren Wogenganges auf dem Meere ließ sich Dr. Grumbach zuerst übersetzen. Dann ließ er die Seilbahn zurückkehren, und die Baronin Parisch nahm auf dem Sessel Platz. Auf halbem Weg riß das Seil und der Sessel stürzte ins Meer. Die Leiche der Baronin wurde am nächsten Tage bei Santa Lucia an Land gespült.

Dr. Grumbach wurde, als man viele Stunden später, nachdem der Sturm sich gelegt hatte, auf die Insel gelangen konnte, in seinem Arbeitszimmer tot aufgefunden. Er hatte seinem Leben durch einen Revolverschuß ein Ende gemacht. Nach dem Unglück, das seine Begleiterin betroffen hatte, sah man ihn noch in der Dunkelheit auf der Insel mit einer Blendlaterne herumirren, dann verlöschte das Licht. Einer der Fischer wollte trotz des Sturmes einen Schuß gehört haben. Er hatte richtig gehört, der Schuß war der ergreifende Abschluß der Tragödie vom Posilip.

Von den Wasserkräften Europas.

Von Rudolf Hundt.

Es ist durch internationale Kongresse wiederholt bestätigt worden, daß Europas Kohlenschätze beschränkt sind und schließlich einmal sich erschöpfen. Man beschäftigt sich immer mehr mit den Wasserkräften und ihrer rationellen Ausnutzung. Ehe man an den Ausbau dieser europäischen Wasserkräfte herangehen wird, muß man sich mit ihrem Vorrat beschäftigen.

Nach neueren Forschungen können aus den in Deutschland zur Verfügung stehenden Wasserkräften so viel Kräfte gewonnen werden, daß man jährlich gegen 25 Millionen Tonnen Kohlen, das sind 20 Prozent der gesamten Kohlenproduktion sparen würde. Auf das kohlenarme Bayern entfällt von diesen Kräften die Hälfte. Österreich kann beim Ausbau seiner Großwasserkräfte seinen Bedarf an Wasserkraftelektrizität als Ersatz für die Kohlenenergie fast doppelt decken. Man baut jetzt Anlagen, die 40 Prozent ausnützen und so jährlich gegen 800 000 Tonnen Kohlen im Werte von dreißig Millionen Goldkronen sparen.

Frankreich besitzt schätzungsweise rund 8 Millionen PS vorhandene Wasserkräfte. Beim Ausbau würde die doppelte Jahreserzeugung von Kohle (80 Millionen Tonnen) gespart werden. Bisher hat man nur 2,4 Millionen PS ausgebaut.

England weist Wasserkräfte in der Gesamtstärke von einer Million PS auf. Es sind infolge der sehr günstigen Kohlenfrage gegen zehn Prozent (100 000 PS) bisher ausgebaut.

Rußlands gewaltiger Wasserkraftvorrat in der Höhe von 20 Millionen PS ist nur sehr wenig ausgebaut, und zwar sind es nur etwa fünf Prozent (1,5 Millionen PS).

In der Schweiz rechnet man mit 2,7 Millionen PS Wasserkraftvorrat. Bis zum Jahre 1922 hatte man ungefähr die Hälfte ausgenutzt.

Italien besitzt 5,5 Millionen PS ausbaubarer Wasserkräfte, von denen gegen 2 Millionen PS bereits gewonnen wurden.

Die Tschechoslowakei beutet bereits von ihren Wasserkräften soviel aus, daß sie jährlich 6 Millionen Tonnen Kohle, das sind 20 Prozent ihrer gesamten Kohlenförderung, spart.

Schweden und Norwegen besitzen im eigenen Land keine Kohlen, dafür aber 6 Millionen PS (Schweden) und 12,3 Millionen (Norwegen) Wasserkräfte. Davon hat Schweden 2 Millionen PS und Norwegen 1,4 Millionen PS ausgebaut.

Europa wird sich bei der stetigen Abnahme seiner Kohlenvorräte auf diese Wasserkraftschätze besinnen müssen.



Bunte Chronik



* **Statistik der falschen Zähne.** Englische Dentisten schätzen die Zahl der jährlich in England benötigten falschen Zähne auf 200 Millionen. Im Alter von 30 Jahren haben je eine Person von drei falsche Zähne, im Alter von 50 Jahren erhöht sich das Verhältnis auf 1 : 2.

*

* **Der Zweck des Knochenmarks im menschlichen Körper.** Die jüngsten Forschungen Schillings haben festgestellt, daß das Knochenmark ein sehr wichtiges Körperorgan darstellt, da es die Aufgabe hat, fremde in das Körperinnere eingedrungene Stoffe zu bekämpfen und unschädlich zu machen. Zu diesem Zweck erzeugt das Knochenmark vor allem Massen von roten und weißen Blutkörperchen, die es sogleich in die Blutbahn sendet, wenn sich irgendeine von außen kommende Störung wahrnehmen läßt. Auf jeden größeren Blutverlust z. B. oder auch auf jede im Körper auftretende Entzündung reagiert das Knochenmark dadurch, daß es, obwohl es im normalen Zustande direkt als zellenarm zu betrachten ist, binnen ganz kurzer Zeit Unmengen von Blutzellen hervorbringt, durch die dann der Blutverlust ausgeglichen bzw. die Entzündung bekämpft wird. In solchen Fällen ist das Knochenmark dann außerordentlich reich an Blutzellen, die es, wenn es die Bekämpfung der Erkrankung notwendig macht, sogar auch in unreifem Zustande in die Blutbahn treten läßt.

*

* **Historische Dokumente als Obstpapier.** Wie das „8 Orai Ujsag" berichtet, hat in Großwardein, das jetzt zu Rumänien gehört, ein Mittelschullehrer, der von einer Obstlerin Obst gekauft hat, die Entdeckung gemacht, daß das Papiersäckchen, in welchem das Obst verpackt war, ein Originaldokument der einstmaligen Statthalterei in Großwardein ist und den offiziellen Kriegsbericht über die Schlacht von Magenta enthält. Ein anderes Papiersäckchen war aus einer Originalverordnung des Kaisers Josef verfertigt, die aus dem Jahre 1788 stammte und in der den Protestanten von Großwardein die Erlaubnis gegeben wurde, ihre Toten mit Gesang zu begraben. Es wurde dann die Feststellung gemacht, daß der Magistrat von Großwardein das Material alter Archive als Makulatur an Höker verkauft hatte, worunter sich wertvolle historische Dokumente befanden. Unter der ungarischen Gesellschaft Großwardeins sei nun eine Aktion eingeleitet worden, um den noch erhaltenen Rest dieser Dokumente in Sicherheit zu bringen.

Lustige Rundschau



* **Die energische Blumenfrau.** „Sie, det jibt's nich, lieber Herr, in jede Blume die Neese stecken und nachher doch nischt koofen — wenn Se schnuppern wollen, jeh'n Se drüben in den Käsladen!"

*

* **Einfache Feststellung.** „Ach, da fällt mir ein Witz ein. Oder habe ich ihn schon erzählt?" — „Ist der Witz gut?" — „Ja." — „Dann haben Sie ihn noch nicht erzählt."



Rätsel-Ecke



Reimergänzungs-Rätsel.

Ich komme bald in stiller, heil'ger —,
Dann will ich auch bei dir gern Einkehr — ‿.
Hast du dein Herz adventlich mir bereit ‿ —?
Adventszeit lehrt dich, deine Hände — ‿!
Adventszeit ruft: Er kommt mit reichem — ‿
Drum betend ziehen wir d. heiligen Christ ‿—‿

Feesche.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 224.

Scherz-Rätsel: (rechts bei S T an D) = Rechtsbeistand.

Rätsel: Berta.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.